

DE GRUYTER

*Jan Dietrich Müller*

# DECORUM

KONZEPTE VON ANGEMESSENHEIT  
IN DER THEORIE DER RHETORIK  
VON DEN SOPHISTEN BIS ZUR RENAISSANCE



RHETORIK-FORSCHUNGEN

DE  
|  
G

RHETORIK-FORSCHUNGEN

Herausgegeben von  
Joachim Dyck, Walter Jens und Gert Ueding

Band 19



*Jan Dietrich Müller*

# Decorum

Konzepte von Angemessenheit  
in der Theorie der Rhetorik  
von den Sophisten bis zur Renaissance

De Gruyter

ISBN 978-3-11-026054-0  
e-ISBN 978-3-11-026055-7  
ISSN 0939-6462

*Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek*

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2011 Walter de Gruyter GmbH & Co. KG, Berlin/Boston

Gesamtherstellung: Hubert & Co. GmbH & Co. KG, Göttingen  
∞ Gedruckt auf säurefreiem Papier

Printed in Germany

[www.degruyter.com](http://www.degruyter.com)

# Inhalt

Einleitung . . . . .	1
Ziel und Methode der Arbeit . . . . .	1
Überblick über die bisherige Forschung zur Frage nach der rhetorischen Konzeption der Angemessenheit . . . . .	4
I. Reden, weil wir handeln müssen:	
Die sophistische Auffassung des <i>kairós</i> . . . . .	13
Politisierung des <i>lógos</i> – Herrschaft durch <i>lógos</i> . . . . .	14
Angemessenheit als kairotische Synergie . . . . .	15
Der <i>kairós</i> – die Herkunft des Begriffs und sein Bedeutungsspektrum .	18
Der <i>kairós</i> als Maß ohne Maß . . . . .	22
Vom Reden zum Handeln. . . . .	26
<i>Krísis</i> und Kritik – es gibt kein Jenseits des <i>lógos</i> . . . . .	28
Der <i>Agon</i> als Temporalisierung der Auseinandersetzung . . . . .	34
Die Rolle der <i>téchnê</i> . . . . .	36
Wo das Maß zu finden ist. . . . .	42
Der <i>kairós</i> als Zentralbegriff der sophistischen Konzeption vom Reden und Handeln . . . . .	44
II. Warum es keine <i>téchnê</i> der Persuasion geben kann: Von der Sprengkraft des Spezifischen in der „Rhetorik“ des Aristoteles . . . . .	49
Angemessenheit – kein Thema für Aristoteles? . . . . .	51
Eine <i>téchnê</i> der wahrheitsgemäßen Persuasion? . . . . .	54
Der <i>entechnos methodos</i> : Ziele und Mittel des ersten Kapitels . . . . .	57
Die Konzeption einer idealen Gerichtsrhetorik. . . . .	60
Taugt das pragma der Rhetorik als Ankerpunkt für die <i>téchnê</i> ? . . . . .	63
Zwischenbilanz: Eine <i>téchnê</i> der Praxis?. . . . .	66
Entscheidende Weichenstellungen: die Definition der Rhetorik in 1.2. .	67
Plausibilität – eine relative Größe . . . . .	70
Lebensweltliche Gelingensbedingungen der Argumentation. . . . .	71
<i>Ethos</i> und <i>pathos</i> als Elemente der Angemessenheit . . . . .	72
Rednerische Mittel zur Absicherung ‚ethischer‘ Angemessenheit . . . . .	75
Habitualisierung und Abwägung: <i>êthos</i> und <i>prépon</i> in der Ethik . . . . .	78

Mehr als stilistische Angemessenheit – das <i>prépon</i> . . . . .	79
Das rechte Maß: zum Beispiel Metaphern . . . . .	81
Der angemessene Vortrag. . . . .	83
Die größte Kunst ist die, die niemand als solche bemerkt . . . . .	85
Der Anspruch der Angemessenheit. . . . .	87
III. Redekunst und Lebenskunst bei Cicero: Vom <i>decorum orationis</i> zum <i>decorum vitae</i> . . . . .	89
<i>Decorum</i> statt <i>ars</i> . . . . .	89
Ciceros Ideal des Redners – seine Fähigkeiten, der Situation gerecht zu werden . . . . .	93
Der Redner und sein Publikum: <i>opinio</i> und <i>consensus</i> . . . . .	96
Die emphatische Verortung des Redners in der Gemeinschaft. . . . .	99
Ciceros Operationalisierung des rhetorischen <i>decorum</i> . . . . .	101
Moralische Rhetorik und rhetorische Moral . . . . .	106
Das <i>decorum vitae</i> . . . . .	109
Die politische Rolle des Redners . . . . .	114
Exkurs: Das exemplarische Scheitern der <i>doctrina</i> :	
Das elfte Buch von Quintilians „ <i>Institutionis Oratoriae</i> “ . . . . .	117
Quintilians sieben Strategien . . . . .	120
Resumé . . . . .	125
IV. Existenzielle Persuasion: Das Geheimnis der <i>grazia</i> in Castigliones „ <i>Libro del Cortegiano</i> “ . . . . .	127
Die Wiederkehr des methodischen Dilemmas . . . . .	127
Zwischen Dienen und Spielen: Zur Rhetorizität des Dialogs . . . . .	129
Charakteristika einer Rhetorik des Hofmanns: <i>consuetudo</i> , <i>verisimile</i> , <i>delectare</i> und <i>decorum</i> . . . . .	134
Die Omnipräsenz des <i>decorum</i> im „ <i>Cortegiano</i> “. . . . .	137
Die „ <i>grazia</i> “ – ein Produkt des <i>decorum</i> . . . . .	139
Der Hofmann als Meinungsbildner . . . . .	142
Die Hofleute als Publikum . . . . .	147
Voraussetzungen zum Erwerb und Ausüben von <i>grazia</i> . . . . .	148
Vom Erwerb der <i>grazia</i> . . . . .	151

V. Annäherungen an das <i>decorum</i> : Zusammenfassung der Ergebnisse und Schlussbetrachtung . . . . .	165
Abschließende Bemerkungen . . . . .	170
Literaturverzeichnis . . . . .	177



# Einleitung

## Ziel und Methode der Arbeit

Wie erschließt die rhetorische Theorie das Phänomen der Angemessenheit? Welche Konzepte von Angemessenheit entwickeln einige der für die rhetorische Tradition zentralen Autoren und wie gehen sie mit dem Umstand um, dass sich Angemessenheit stets nur situativ auffassen lässt, während Theorie notwendigerweise abstrahiert? Kurzum: Das Erkenntnisinteresse der vorliegenden Arbeit richtet sich darauf, das Verhältnis der rhetorischen Theorie zur Angemessenheit der Rede zu ergründen.

Das Kriterium der Angemessenheit von Rede und Redner an die jeweilige Situation, an die Zuhörerschaft und die konkreten Redeumstände, wird in der rhetorischen Tradition unter verschiedenen Rubra behandelt – als *kairós* bei den Sophisten, als *prépon* bei Aristoteles, als *decorum* oder *aptum* bei Cicero und Quintilian, als höfische *convenienza* bei Castiglione. Stets aber bezeichnen diese Begriffe eine für die angestrebte Überzeugungsleistung, die Persuasion, zentrale Leistung des Redners. Das stellt uns zum Beispiel Quintilian eindringlich vor Augen: Mangelt es der Rede an *decorum*, so wendet sich die Kraft der Argumente gegen sich selbst,<sup>1</sup> Rede und Redner büßen jegliches Überzeugungsvermögen ein.

Damit dürfte klar sein, dass die Spannung von Konkretion und Abstraktion, von Situationsorientierung und Theoriefähigkeit, für die Rhetorik von besonderer Bedeutung ist. Steht doch für diese nichts Geringeres auf dem Spiel als der Redererfolg – die Persuasion. Für die Disziplin der Rhetorik geht es um weitaus mehr als um das Problem der Subsumption des Partikularen unter allgemeine Gesichtspunkte, dem sich jegliche auf Praxis gerichtete Theorie (wie beispielsweise die Jurisdiktion<sup>2</sup>) zu stellen hat. Die Frage nach dem Verhältnis von rhetorischer Theorie und *decorum* beinhaltet folglich zugleich die Frage nach dem Beitrag, den die rhetorische Lehre zum Persuasionserfolg leisten kann. Zugespielt formuliert: Mit der Betrachtung und Analyse der Angemessenheit und der Suche nach deren theoretischer Basis erforschen wir die Charakteristika erfolgreichen Redens. Darin liegt die Tragweite der hier verhandelten Fragestellung.

Zwei Kautelen sind an dieser Stelle angebracht: Die erste richtet sich auf das Verhältnis von Rhetorik und Persuasion. Es wäre eine unzulässige Verengung, wollte man die Intention und den Erkenntnisnutzen der Rhetorik allein auf den Persuasionserfolg verkürzen. So hat Aristoteles, dessen *Rhetorik* als philosophi-

---

<sup>1</sup> Quint., XI, I, 2: nam cum sit ornatus orationis varius et multiplex conveniatque alius alii, nisi fuerit accomodatus rebus atque personis, non modo non inlustrabit eam, sed etiam destruet et vim rerum in contrarium vertet.

<sup>2</sup> Aristoteles nimmt Bezug auf diese Schwierigkeit der Rechtsprechung – *Rhet.* 1.1.7, 1354b 1–4.

sche Grundlegung des Verständnisses der Redekunst als Alltagsrationalität wiederentdeckt ist,<sup>3</sup> Persuasionserfolg nicht zum Definitionsmerkmal der Rhetorik erhoben; stattdessen, so Aristoteles, befasse sich die Rhetorik damit, die jeweils naheliegenden und geeigneten Ressourcen der Argumentation zu *erkennen*. Auf diese Weise distanziert Aristoteles sich vom sophistischen Geschäft mit dem *lógos* und baut eine Art „kognitiven Schutzabstand“ auf, der es ihm ermöglicht, die „intellektuelle Insuffizienz“<sup>4</sup> der Zuhörerschaft hervorzuheben und damit die oftmals heiklen Bedingungen praktischer Persuasion in Betracht zu ziehen. Andererseits aber kommt das Selbstverständnis der Rhetorik ohne den Hinblick auf die gewünschte Wirkung, den Redeerfolg, nicht aus. Letztlich, so werden wir sehen, bildet auch bei Aristoteles der Persuasionserfolg den durchgängigen Bezugspunkt seiner Überlegungen.

Die zweite Kautele, die hier anzubringen ist, greift die Frage auf, wie weit der Anspruch der rhetorischen Doktrin auf Persuasion überhaupt reicht. War sich doch die Rhetorik zu allen Zeiten darüber im Klaren, dass durch Theorie allein kein umfassendes rhetorisches Können erworben werden kann. Exemplarisch für das spannungsreiche Verhältnis von Praxis der Persuasion auf der einen und rhetorischer Theoriebildung auf der anderen Seite steht eine bemerkenswerte Passage aus Ciceros *De oratore*. Darin wird festgestellt, dass *esse caput artis decere, quod tamen unum id esse, quod tradi arte non possit*.<sup>5</sup> Nun lässt sich der pointierte Widerspruch ein wenig entschärfen, wenn man zwei Nuancen des Begriffs *ars* auseinanderhält und Ciceros Satz entsprechend paraphrasiert: Die Ausprägung höchster rhetorischer *Kunsthfertigkeit*, die sich in der Angemessenheit der Rede manifestiert, ist nichts, was sich durch rhetorische *Lehre* oder *Theorie* vermitteln ließe. Und in der Tat hat die Rhetorik den kanonischen Dreiklang aus *natura*, *ars* und *exercitatio* entwickelt. Dem Talent des Redners und der praktischen Einübung theoretischer Kenntnisse, insbesondere durch das Nachahmen großer Redner, die *imitatio* und *aemulatio*, kommen in der römischen Rhetoriktradition ebenso große Bedeutung zu wie den theoretischen Kenntnissen. Doch diese Hinweise auf die erforderliche Naturlausstattung des Redners und auf die didaktische Praxis verlagern das Problem nur auf das Schüler-Lehrer-Verhältnis oder aber die Auffassungsgabe des angehenden Rhetors, ohne es dadurch besser zu verstehen. Die Alternative für die *doctrina* der Rhetorik kann folglich nur lauten: Entweder Rückzug von dem Anspruch, das Phänomen der Angemessenheit verstehen und seine Rolle innerhalb der Theorie der Rhetorik entfalten zu können – Rückzug damit auch vom Verständnis des *caput artis*, was gleichbedeutend wäre mit der Etablierung eines Arkanums der Persuasion. Oder aber die rhetorische Theorie findet eben doch Mittel und Wege, sehr wohl zur Angemessenheit sich zu äußern und ihr Wesen zu erhellen.

---

<sup>3</sup> S.u., S. 68ff.

<sup>4</sup> Cf. Christof Rapp, *Aristoteles. Rhetorik*, Bd. 1, 341.

<sup>5</sup> Cic. *De or.*, I 132.

Die These der Arbeit ist, dass ihr dies gelingt. Es erscheint zudem zutiefst kontraintuitiv anzunehmen, Denker vom Format eines Aristoteles oder Cicero hätten die Frage nach der Angemessenheit als einer zentralen Problemstellung der Rhetorik übergangen. Und wir werden sehen, dass sie in der Tat vielerlei Anhaltspunkte für die Realisierung des *decorum* geben – nur eben oftmals an unerwarteter Stelle oder stark verklausuliert. Das *decorum* lässt sich folglich lässt sich folglich als blinder Fleck rhetorischer Theoriebildung bezeichnen – als ein zwar für die Praxis erfolgreichen Redens entscheidender Faktor, aber eben auch als einer, der sich angesichts der irreduziblen Mannigfaltigkeit möglicher Redesituationen dem direkten Zugriff der Theorie geradezu systematisch entziehen muss.

Angesichts dieser Ausgangslage muss die vorliegende Arbeit eine Übung dektivistischen Lesens und Auslegens sein. Gilt es doch, sich nicht abschrecken zu lassen von der geringen Menge Text, die uns von den Sophisten und über sie überliefert ist, sich nicht zufrieden zu geben mit Aristoteles' anfänglichem Bestehen auf die rein sachlichen Beweisgründe, sich nicht mit Ciceros eingangs zitiertem Verweis auf die Machtlosigkeit der *ars* abspesen zu lassen. Bei der Suche nach Indizien, die uns helfen könnten, einem begrifflich so schwer fassbaren Phänomen wie dem der Angemessenheit auf die Spur zu kommen, ist also rigorose Textnähe gefordert, will man den Texten – und deren Autoren – Einsichten in ihre Auffassung von Angemessenheit entlocken. Dazu gehört im speziellen Fall des Aristoteles im Übrigen auch, die Perspektivverschiebungen, die sich im Verlauf seiner Argumentation in der *Rhetorik* einstellen, nicht mit dem Hinweis auf eine ungeklärte Textentstehungsgeschichte einzuebnen.

Die Auswahl der untersuchten Primärtexte folgt drei Kriterien: Zum einen werden solche Texte und Autoren verhandelt, die explizite Begriffe von Angemessenheit behandelt haben – dies ist beispielsweise beim sophistischen Konzept des *kairós* der Fall oder bei Ciceros *decorum*.

Zweitens werden mit Aristoteles und Cicero die beiden zentralen Figuren der Rhetoriktradition befragt – und zwar sowohl mit Blick auf ihre genuin rhetoriktheoretischen wie auf ihre moralphilosophischen Ansätze, spielt doch, wie wir sehen werden, die Angemessenheit auch dort eine zentrale Rolle. – Auf die Befassung mit Cicero folgt ein kurzer Exkurs zu Quintilian. Dessen Herangehensweise an die Frage nach der Angemessenheit unterscheidet sich ganz gravierend von der des von ihm so bewunderten Cicero: Sie ist lehrbuchmäßig. Was das für seinen Umgang mit dem *decorum* bedeutet, auch dafür, inwieweit er dessen Natur zu erhellen vermag, wird klar zutage treten.

Drittens schließlich wendet sich die Untersuchung mit Baldassare Castigliones *Libro del Cortegiano* einem Werk der Renaissanceliteratur zu, das zwar nicht unmittelbar zum etablierten Korpus der Rhetorik zählt, jedoch ganz ohne

Zweifel in einer deutlichen Traditionslinie zur Antike steht<sup>6</sup> und das außerordentlich wichtige Einsichten liefert für die hier verhandelte Fragestellung.

Bei einem Sujet, das so offenkundig auf begriffliche Färbungen hin zu analysieren ist wie das hier behandelte, war es notwendig, *ad fontes* zu gehen, mithin die Originaltexte herbeizuziehen und sich nicht auf Übersetzungen allein zu verlassen. Doch sind den in Griechisch, Latein oder Italienisch zitierten Passagen deutsche Übersetzungen oder Paraphrasen beigegeben.

## Überblick über die bisherige Forschung zur Frage nach der rhetorischen Konzeption der Angemessenheit

Eine Feststellung zu Beginn: Monographien über den Begriff der Angemessenheit in der Rhetorik, insbesondere ihre begrifflichen Ausprägungen und konzeptionelle Bedeutung für die rhetorische *téchnê*, können hier deshalb nicht vorgestellt werden, weil sie bis dato nicht geschrieben wurden; und das, auch wenn eine Reihe von Werken unterschiedlichster Provenienz Begriffe wie „Decorum“ oder „Angemessenheit“ im Titel führen. Beinahe lässt sich von einer Art „tangentialer Forschung“ sprechen – denn immer wieder haben sich Autoren aus Philologie, Philosophie, Rhetorik, Literaturwissenschaft oder Kunstgeschichte dem *decorum* genähert, um dann doch von einer detaillierten, dem Phänomen der Angemessenheit nachspürenden Untersuchung abzulassen. Stets, so scheint es, war das Erkenntnisinteresse derart, dass kein Autor diesen ebenso zentralen wie schwer fasslichen Terminus ausgehend von den Klassikern der Rhetorik der griechisch-römischen Antike zum alleinigen Analysegegenstand erhoben hat.

Zwei Schriften kommen diesem Ziel am nächsten – die eine davon, der gleichsam grundlegende Beitrag, ist der im Jahre 1933 vorgelegte Aufsatz „*To prépon*. Ein Beitrag zur Geschichte des griechischen Geistes“ des Göttinger Altphilologen Max Pohlenz. In ihm lässt sich die nach wie vor zentrale Zusammenstellung all jener Autoren und Werke von Homer bis Horaz und Panaitios erblicken, die sich in der Antike zur Frage der Angemessenheit in Rhetorik, Philosophie, Poetik und Ethik geäußert haben. Es ist daher nicht verwunderlich, dass dieser Aufsatz immer und immer wieder von späteren Autoren als Referenzdarstellung herangezogen wird. – Das andere, hier besonders hervorzuhebende Werk ist eine Dissertation aus dem Jahre 1987 – Helen DeWitts Arbeit *The Concept of Propriety in Ancient Literary Criticism*. Beiden gemein ist die enorme Breite der Auswahl von Schriften, die sie untersuchen. DeWitt – wie vor ihr bereits Pohlenz – nimmt sich Werken der Rhetorik ebenso an wie etwa den antiken Komödiendichtern und Poeten. Noch stärker weitet sich der Fokus bei DeWitt dadurch, dass sie der Frage nach der sprachlichen Richtigkeit

---

<sup>6</sup> Die Traditionslinie vollzieht K.-H. Götttert nach, cf. *Kommunikations-ideale. Untersuchungen zur europäischen Konversationstheorie*, 20–25.

– der *orthoepia* – ebenso breiten Raum einräumt wie etwa jener Debatte über Sprachreinheit und -stil, die mit den Begriffen ‚Asianismus‘ und ‚Attizismus‘ umrissen wird. Diese thematische Weite allerdings fordert ihren Tribut – nämlich dann, wenn es um die Tiefenschärfe der Analyse all der angesprochenen Auffassungen von Angemessenheit geht. Nicht nur, dass es ihr – wie der Titel es erwarten lässt – vor allem um Maßstäbe der literarischen Stilkritik geht (und nicht, wie in dieser Untersuchung, um eine Entfaltung verschiedener Konzepte von Angemessenheit mit Blick auf ihre Rolle als Ressource von Persuasion); es fällt zudem DeWitts Hang zur Spekulation über die Motive von Autoren ins Auge – Formulierungen wie „Aristotle may well have thought this“, „presumably“ und dergleichen sind Indiz dafür, dass sie es bei Hypothesen belässt. Dabei hat sie den konzeptionellen Zwiespalt, der mit der Auffassung von *decorum* in der rhetorischen Lehre der Antike einherging, zielgenau formuliert: „Writers on rhetoric frequently pointed out that the most important part of eloquence, using the rules with propriety, could not be reduced to rule, then tried to provide some guidelines.“<sup>7</sup> Weiter verfolgt aber hat sie diese Fährte in ihren Untersuchungen nicht.

Pohlenz’ ebenso knapper wie reichhaltiger Bestandsaufnahme hingegen liegt die scharf geschnittene kulturhistorische These zugrunde, die hellenische Zivilisation hätte in singulärer Weise die Essenz von Angemessenheit zu erfassen vermocht: „Die ganze Theorie wurzelt in der Tiefe des griechischen Geistes, in seinem Gefallen an Wohlgeformtheit und Proportionalität der sinnlichen Erscheinung, aber auch an der Harmonie von Erscheinung und Wesen“.<sup>8</sup> Zwar habe insbesondere Panaitios und dessen Rezeption durch Cicero die Wirkungsgeschichte der hellenischen *prépon*-Auffassung fortgesetzt, doch letztlich habe das spezifisch griechische Sensorium für Angemessenheit bei den Römern kein Gegenstück gehabt: „[F]ür die Identität von Gutem und Schönem werden wir volle Empfänglichkeit nicht bei einem Volke erwarten, das *kalón* mit *honestum* wiedergab“ – so die Pointe der Verfallsgeschichte, die Pohlenz’ Aufsatz seine Richtung gibt.

Pohlenz’ anfängliches Diktum von einer „ganzen Theorie“ jedoch, das zeigen seine detaillierten Anmerkungen zu den einzelnen Autoren, vermag das historische Textkorpus nicht einzulösen. Für die platonische Gedankenwelt konnte das *prépon* „kein tieferes Interesse haben“;<sup>9</sup> anders bei Aristoteles, doch in dessen ethischen Schriften, so konstatiert Pohlenz, habe der Begriff „weder strenge terminologische noch sachlich wesensbegründende Bedeutung“ – und in der *Rhetorik* bekomme das *prépon* lediglich „mit bewusster Verengung, aber dafür scharfer Präzisierung des Begriffs einen wesentlichen Platz zugewiesen“, nämlich innerhalb Aristoteles’ Befassung mit der *lexis*.<sup>11</sup> Dass – und welche –

<sup>7</sup> De Witt, 198.

<sup>8</sup> De Witt, 2.

<sup>9</sup> Max Pohlenz, „*To prépon*“, 102.

<sup>10</sup> Op. cit., 104.

<sup>11</sup> Op. cit., 105.

Rückschlüsse aus Aristoteles' Aussagen im dritten Buch der *Rhetorik* sich für seine Konzeption der Redekunst insgesamt ergeben, entfaltet Pohlenz gleichwohl nicht.

Die Konzentration auf den von Pohlenz vorausgesetzten ästhetischen Zugriff des griechischen Denkens auf das *prépon* drängt dabei einen spezifisch bei Aristoteles sich konturierenden Zugang zur Angemessenheit innerhalb des Polis-Zusammenhangs in den Hintergrund – nämlich den über den sittlich geprägten Charakter des Redners, über sein *êthos*. Die „Konstanz des Charakters der Personen, die verlangt, dass jedes Wort und jede Handlung ihrem Wesen angemessen sein müsse“ sei der Tragödiendichtung wohl vertraut – aber ein Gesetz, das „in der Rhetorik naturgemäß geringe Bedeutung hat“.<sup>12</sup> Hier bezieht Pohlenz eine Position, gegen die sich aus der *Rhetorik* des Aristoteles heraus argumentieren lässt, wie wir sehen werden. – Pohlenz' grundlegender Aufsatz räumt der Rezeption eines für uns verschollenen Werkes des Panaitios durch Cicero – sie spiegelt sich in dessen Schrift *De officiis* wider – bereits großen Raum ein. Ein Jahr später, 1934, erscheint dann ein Buch, in dem Pohlenz diese Rezeptionsgeschichte detailliert aufarbeitet. Es trägt den Titel *Antikes Führertum. Ciceros De officiis und das Lebensideal des Panaitios*. Die darin enthaltenen philologischen Rekonstruktionen der Lehre des Panaitios werfen für die Fragestellung, die uns interessiert, jedoch keine Erträge ab; Pohlenz nutzt sie vielmehr, um den Blick auf das politische Lebensideal zu lenken, das ihn interessiert: „Es ist der Hochgesinnte, der führt, um zu dienen, und darum der vollendete Mensch, ein selbstgeformtes Kunstwerk“.<sup>13</sup> Und während Ciceros Adaption des Ideals Panaitios' am Ende der römischen Republik schon nicht mehr zeitgemäß war – darin, so Pohlenz, „liegt die Tragik von de officiis“ –, bleibe doch die Überlieferungsleistung Ciceros bedeutsam.<sup>14</sup>

Im gleichen Jahr wie Pohlenz' *Antikes Führertum* erscheint die Heidelberger Dissertation von Lotte Labowsky mit dem Titel *Der Begriff des Prépon in der Ethik des Panaitios*. Auch sie stellt die Rekonstruktion der *prépon*-Lehre des Panaitios anhand detaillierter Analysen von Ciceros *De officiis* und Horaz' *Ars poetica* in den Mittelpunkt. Selbst mit Blick auf die philosophiegeschichtliche Einordnung des Panaitios herrscht ein erstaunlicher Einklang zwischen den beiden Arbeiten. So bezeichnet Pohlenz die Philosophie des Panaitios als die „Hellenisierung der Stoa“: Panaitios habe nicht nur „die lebensfremde Isolierung des Logos innerhalb der Menschennatur aufgegeben, er hat auch sonst aus der stoischen Lehre alles ausgemerzt, was den Hellenen abstieß, den Doktrinarismus und Formalismus, die Ertötung des Trieblebens und die Entwertung der Sinnlichkeit“.<sup>15</sup> Labowsky ihrerseits entwickelt einen ganz ähnlichen Gedanken, wenn sie resümiert, dass dank Panaitios „eine neue Sphäre in die Systematik der Stoa einbezogen wird: diejenige der empirischen Wirklichkeit“, so dass er

<sup>12</sup> Op. cit., 117.

<sup>13</sup> *Antikes Führertum*, 141.

<sup>14</sup> Op. cit., 146.

<sup>15</sup> Op. cit., 142.

den normativen „Begriff einer abstrakten Menschennatur mit dem empirischen einer individuellen und konkreten“ zusammenzubringe.<sup>16</sup> Bei dieser ideengeschichtlichen Fusion nun spiele der Begriff des *decorum* die entscheidende Rolle – schließlich gelinge es mit seiner Hilfe, die Einheit der Lebensführung des Menschen zu vermitteln mit der Wohlgefälligkeit und Billigung bei den Mitmenschen.<sup>17</sup>

An der philologisch wie interpretativ umsichtigen Arbeit Labowskys erstaunt ihr Aufbau: Auf den ansatzlosen Einstieg in die Cicero-Analyse, der sich die Untersuchung der *ars poetica* anschließt, folgt erst nach mehr als einhundert Seiten ein begriffshistorischer Rückblick auf das *prépon*. Labowsky kennt also das eminent rhetorische Erbe dieses Begriffs – jedoch liegt bei ihrer Untersuchung der Schwerpunkt eindeutig auf seinen moralischen Implikationen, steuert sie doch auf die „ars vivendi“ des Panaitios zu. Eine systematische Befassung mit *prépon* und *decorum* aus rhetorischer Perspektive bietet Labowsky daher nicht. Gleichwohl arbeitet sie ein bestimmendes Merkmal der antiken Angemessenheitstheoreme zutreffend heraus – nämlich jene inhärente Spannung zwischen objektiver Norm und subjektiver Wirkung, gesetzmäßiger Zuordnung und dem Moment der Relativität, das in der Rhetorik – verglichen etwa mit der Poetik – nun „gleichsam das dominierende geworden“ sei.<sup>18</sup>

Vom dem französischen, Henri Bergson nahestehenden Philosophen und Intellektuellen Vladimir Jankélévitch stammt die 1957 erschienene Publikation *Le Je-ne-sais-quoi et le Prèsque-rien*. Jankélévitchs Studie bezieht ihren Impetus aus einem, wie er es ausdrückt, schlechten Gewissen gegenüber all den Phänomenen, die der Rationalismus an die Seite drängt und unerwähnt lässt: „quelque chose qui proteste et ‚remurmure‘ en nous contre le succès des entreprises réductionnistes“.<sup>19</sup> Er nimmt eine ganze rhetorisch-philosophische und politisch-literarische Überlieferung in den Blick, die sich mit dem *Wie* und seinen Strategien befasst. Macchiavelli und vor allem Baltasar Gracián spielen in Jankélévitchs Betrachtungen eine wichtige Rolle; sie sind für ihn Hauptexponenten einer „intervention diamétrale du platonisme, sensible déjà dans l'éthique cicéronienne du *Decorum*“.<sup>20</sup> Gleichwohl nimmt Jankélévitch sich diese Autoren nicht im Detail und analytisch vor, sondern lässt Belege hier und da in einen epochenübergreifenden, mit ebenso zahl- wie geistreichen *Aperçus* angereicherten Gedankenstrom einfließen, der das „Je-ne-sais-quoi“ emphatisch in sein Recht setzen will.

In der ersten Hälfte seines Werkes befasst sich Jankélévitch mit *Le charme du temps* und, zugespitzter noch, mit *Le charme de l'instant*. Damit nimmt er die Temporalität menschlichen Redens und Handelns in den Blick – die wir als ein Element des rhetorischen *aptum* ebenso wiedererkennen wie als Umschrei-

<sup>16</sup> Lotte Labowsky, *Der Begriff des Prépon in der Ethik des Panaitios*, 117.

<sup>17</sup> Op. cit., 112.

<sup>18</sup> Op. cit., 106; cf. auch DeWitt, 14.

<sup>19</sup> Vladimir Jankélévitch, *Le Je-ne-sais-quoi et le Prèsque-rien*, 1.

<sup>20</sup> Op. cit., 3.

bung des von den Sophisten so prominent in den Vordergrund gerückten *kairós*. – Der deskriptiv-affirmative Schreibgestus Jankélévitchs nun steht der Suche nach Einsichten über die Natur der Angemessenheit insofern im Wege, als er es oft bei der Feststellung der Schwierigkeit bewenden lässt: „aucun manuel de rhétorique, même parmi les plus minutieux, ne remplace ici le tact infini, la délicatesse exquise et presque impondérable“.<sup>21</sup> Beinahe, so könnte man meinen, schätzt Jankélévitch diese Delikatesse als zu köstlich und kostbar ein, als dass er sie einer begrifflichen Zergliederung unterziehen wollte. Dieser essayistische Duktus nun führt dazu, dass der Ertrag seiner Studie für die hier verhandelte Fragestellung letztlich doch gering bleibt.

Während für Jankélévitch der Bezug zur rhetorischen Traditionslinie aus Antike, Renaissance bis hin in den Barock offen zutage liegt als eine Quelle feiner Differenzierungen der Umstände, die sich dem rationalistischen Zugriff des Begriffs entziehen, so bedarf es in einer rund zehn Jahre später erschienenen Monographie, die sich ganz der Problematik der Angemessenheit unter dem verwandten Begriff des „Schicklichen“ annimmt, großer Anstrengungen, um die rhetorische Tradition überhaupt erst wieder kenntlich zu machen und als Bezugsgröße in den Blick zu nehmen: Die Rede ist von Alste Horn-Onckens kunst-, genauer architekturhistorischer Studie „Über das Schickliche“ von 1967. Sie analysiert vorrangig den Grundlagentext europäischer Architekturtheorie, nämlich Vitruvs *De Architectura*, auf dessen *decor*-Auffassung hin. Im Verlauf des Durchgangs durch die Jahrhunderte der Vitruv-Interpretation, den Alste Horn-Oncken anschießt, ist es bezeichnenderweise erst ein Interpret der Spätrenaissance, Daniele Barbaro, der den entscheidenden Hinweis gibt: *quia ubi est decorum ibi etiam decor*. Die Renaissance also führt jenen Zentralbegriff des Vitruv zurück auf seine antik-rhetorischen Wurzeln – auf das *decorum* und das *prépon*. Damit hat auch Alste Horn-Oncken ihre These gefunden: „Vitruvs *decor*, das ist evident, kann gar nichts anderes sein als dieses *prépon*.“<sup>22</sup> Über den analytischen Umweg der Vitruv-Deutung späterer Säkula also stellt Horn-Oncken die Verbindung zur rhetorisch-literarischen Tradition der griechisch-römischen Antike (insbesondere ist natürlich an Cicero zu denken) wieder her, aus der Vitruv geschöpft hatte. Horn-Oncken referiert ausführlich, wobei sie sich im Wesentlichen an dem Aufsatz von Pohlentz orientiert, die Wurzeln von *prépon* und *decorum* in der griechischen und römischen Rhetorik.

Und obwohl es wiederum Barbaro als genuiner Vitruv-Interpret war, der sogar eine ausdrückliche Problem-Analogie innerhalb der *artes* postuliert hatte,<sup>23</sup> lässt Horn-Oncken es bei einer Darstellung der Begriffshistorie bewenden; zur Kernproblematik jedoch, nämlich der Frage, wie es denn möglich ist, Angemes-

<sup>21</sup> Op. cit., 129.

<sup>22</sup> Op. cit., 99; der Erkenntnisgewinn bleibt hier allerdings gering, schließlich hatte schon Pohlentz in *To prépon* die entsprechenden Vitruv-Passagen dargelegt und dazu formuliert: „Dass Vitruv das griechische *prépon* wiedergibt, ist an sich selbstverständlich und wird durch die Ausführung bestätigt“ – cf. 136.

<sup>23</sup> Op. cit., 111.

senheit zuallererst mit den Mitteln der Theorie dingfest zu machen und dann im Schaffen des Architekten oder Künstlers zu realisieren, dringt sie nicht vor. Die Situierung des Problems als einem, das in der antiken Rhetorik offenbar eine reichhaltigere Behandlung erfahren hatte als in der Architekturlehre Vitruvs, reicht Horn-Oncken aus. Warum er sich nicht umfassender zum *decor* geäußert hat, warum dieser ein zentraler Begriff seiner Architekturtheorie war, der jedoch ohne ausdifferenzierte Anleitung zu seiner Realisierung in praxi blieb – diese Schräglage moniert Horn-Oncken: „Es ist ein Programm, das von vornherein nicht ganz konsequent angelegt erscheint – umfassend, was die Weite des Geltungsbereichs betrifft, aber ohne zentralen Platz im System und dabei unvollständig angesichts der mit Willkür ausgewählten Sachprobleme“.<sup>24</sup>

Statt sich auf das bereits in der Antike bekannte Theorieproblem einzulassen, macht Horn-Oncken äußere Motive für das Ausführungsdefizit, das sie Vitruv attestiert, verantwortlich; und zwar durch den Hinweis auf das offenkundige Interesse des Römers, durch eine Parallelisierung architektonischer Problemstellungen mit denen anderer *artes* die Nobilitierung des eigenen Tuns in Abgrenzung vom schlichten (Kunst-) Handwerk anzustreben.<sup>25</sup> Darum vor allem sei es ihm zu tun gewesen, und hierin liege auch der Grund, warum Vitruv überhaupt auf das *decor*-Problem zu sprechen gekommen sei – ohne es jedoch in angemessener Weise zu behandeln. So bleibe es „ein ungelenktes Instrument, das die Praxis des Faches nicht eigentlich erfordert. Zwar wird die Konzeption des ‚Angemessenen‘ an sich [...] allgemeinen Tendenzen der Zeit auch auf dem Gebiet der Baukunst entgegengekommen sein [...]. Aber sein Programm des *decor* passt, als Programm, in der Gestalt, die er ihm verleiht, nicht auf die Baukunst.“<sup>26</sup> Somit kommt Horn-Oncken zwar das Verdienst zu, die rhetorischen Wurzeln des Angemessenheitsproblems in Erinnerung zu rufen. Der Tiefenstruktur der Frage nach der Angemessenheit kommt sie damit letztlich nicht auf die Spur.<sup>27</sup>

Die beiden jüngsten hier anzusprechenden Werke<sup>28</sup> stammen aus dem Bereich der Philosophie – auch wenn ihre Affiliationen unterschiedlicher kaum

<sup>24</sup> Op. cit., 101.

<sup>25</sup> Cf. op. cit., 139: „Das prépon [...] müsste, so sollte man meinen, zu Vitruvs Zeit als nahezu unerlässliches Requisite des begrifflichen Apparats gegolten haben, dessen man bei der theoretischen Darstellung – und Legitimation – einer *ars* als Bildungsfach bedurfte.“

<sup>26</sup> Op. cit., 137.

<sup>27</sup> Der Vollständigkeit halber sei an dieser Stelle hingewiesen auf eine weitere Monographie aus dem Gebiet der Kunstgeschichte, nämlich Ursula Mildner-Fleschs *Decorum. Herkunft, Wesen und Wirkung des Sujestils am Beispiel Nicolas Poussins* von 1983. Wie der Titel schon andeutet, übernimmt die Darstellung des *decorum* rhetorischer Provenienz hier wiederum nur die Rolle eines historischen Hintergrundgemäldes; Mildner-Flesch stützt sich weitestgehend auf die Ausführungen Labowskys zur *Ars poetica* des Horaz und leistet keinen eigenen Beitrag zur Ausleuchtung des Angemessenheitsbegriffs.

<sup>28</sup> Karl-Heinz Götters *Kommunikationsideale* aus dem Jahr 1988 sei hier nur kurz erwähnt – er kommt zwar im Rahmen seiner Befassung mit *Libro del Cortegiano* auch auf die Tradition des *decorum* zu sprechen, doch setzt seine Untersuchung erst in der Renaissance ein; eine wirklich tiefgreifende Analyse der Angemessenheit in der rhetorischen Tradition macht er sich nicht zur Aufgabe.

sein könnten: Diskursethik auf der einen Seite – bei Klaus Günther –, eine aristotelische Dominante auf der anderen Seite – bei Peter Ptassek.

Klaus Günthers Frage nach dem „*Sinn für Angemessenheit*“ (erschienen 1988) gewinnt ihr philosophisches Interesse dadurch, dass sie einerseits vom Boden der Moderne, sprich der „postkonventionellen“ Moralvorstellungen aus argumentiert, andererseits jedoch nicht blind ist für die Vermittlungsproblematik universalistischer Normen mit partikularen Situationen. In der Auseinandersetzung mit Aristoteles, die allerdings nur einen Bruchteil seiner Überlegungen ausmacht, formuliert Günther diese Frontstellung gegenüber dem aristotelischen Verständnis vom guten Leben: „Weil das ontologische *ens et bonum convertuntur* nach langer Zeit empiristischer und ontologischer Kritik nicht mehr so einfach zu haben ist, bemühen sich alle Rekonstruktionsversuche darum, den Geltungsanspruch des menschlich-sittlichen Kontextes als *Definiens* des *zoon politikón lógon échon* aufrechtzuerhalten, ohne den Preis einer mit unveränderlichen Seinsbestimmungen operierenden Ontologie zu zahlen.“<sup>29</sup> Günthers eigener Problemlösungsvorschlag läuft darauf hinaus, die Bewältigung komplexer Situationen, die erforderlich ist, um Angemessenheit sicherzustellen, nicht mehr vom einzelnen Individuum zu erwarten, sondern an Institutionen zu delegieren.<sup>30</sup> Damit, das liegt auf der Hand, ist das rhetorische *decorum* als lebensweltliche Ressource argumentativer und moralischer Angemessenheit für Günther nicht (mehr) von Interesse. So vermag es weder zu verwundern, dass er über Aristoteles hinaus keine Schriften antiker Autoren analysiert, noch, dass die reichhaltige rhetorische Auseinandersetzung über Angemessenheit erst gar nicht in den Blick gerät.

Ganz anders Peter Ptassek im Jahre 1993 veröffentlichte Dissertation *Rhetorische Rationalität*. Ptassek greift eine ganze Reihe von Themen und Thesen aus Hans Blumenbergs ein Jahrzehnt zuvor zum ersten Mal in deutscher Sprache erschienenem Aufsatz „Anthropologische Annäherung an die Aktualität der Rhetorik“ auf: Zu nennen wäre da zum ersten die wesenhafte Verknüpfung der Rhetorik mit der anthropologischen *conditio* des handelnden Müssens;<sup>31</sup> zweitens die Erinnerung daran, dass die Meinung als verbindendes und vermittelndes Medium fungiert<sup>32</sup> und dank dieser Leistung politisches Entscheiden ermöglicht; sowie drittens die Idee einer „Verfallsgeschichte“ – Ptassek spricht von einer „Verdrängungsgeschichte“ – dieser genuin rhetorischen Vernünftigkeit

---

<sup>29</sup> Günther, 236.

<sup>30</sup> Op. cit., 312f.

<sup>31</sup> So hebt Blumenberg hervor, dass „Rhetorik den Handlungszwang des Mängelwesens [sc. Mensch] als konstitutives Situationselement voraussetzt“ (113), Rhetorik dient als Instrumentarium „der Herstellung der Verständigung, Zustimmung oder Duldung, auf die der Handelnde angewiesen ist“ (108).

<sup>32</sup> Cf. Blumenbergs Hinweise auf den *consensus* bei Aristoteles als das Wirkliche, das wirklich ist, weil alle von ihm überzeugt sind (108) sowie die Rolle der Meinung als das „diffus und methodisch unregelmäßig begründete Verhalten“ (125).

im Namen neuzeitlicher Orientierung an wissenschaftlicher Erkenntnis.<sup>33</sup> Umso erstaunlicher muss es erscheinen, dass Ptassek Blumenberg nicht einmal im Literaturverzeichnis aufführt.<sup>34</sup> –

Ptassek blendet im Zuge seiner emphatischen Affirmation der *dóxa* als dem der politischen Selbstverständigung angemessenen Rationalitätsniveau und deren Einbindung in den gemeinsamen Werte- und Erwartungshorizont, welcher sich in Aristoteles' *êthos*-Begriff manifestiert, die Frage aus, wie Meinung und Erwartungshorizont konkret miteinander so in Beziehung gesetzt werden, dass letztlich ein handlungsleitender Konsens entsteht. Wie gelingt es dem Redner im jeweiligen Einzelfall, Gemeinsames zu mobilisieren? Wie schafft er es, die „Standorthaftigkeit der Meinungen“<sup>35</sup> zu vermitteln mit dem *êthos* der Polis – jenem schwer analysierbaren „Konglomerat aus Meinungen, Gewohnheiten, Sitten und Gebräuchen, Interessen, Vorlieben und Stimmungen, mit dem hier als relevanten Größen dieses Hintergrundes gerechnet werden muss“<sup>36</sup>? Sicher – diese werden „von Aristoteles zum Teil in der Untersuchung der Topoi angesprochen, wodurch alle diese Momente als Material möglicher Argumentationen erschlossen werden.“<sup>37</sup> Nur der Vermittlungsschritt vom Katalog der Topoi zur Konkretion des Redemoments kommt damit nicht in den Blick. Kurzum, Ptasseks systematische Betrachtung unterstreicht zwar immer wieder die Bedeutung des *pithanon*, des Glaubhaften, im Gegensatz zum Wissen; aber in seiner Betrachtung der sophistischen wie der aristotelischen Rhetorikauffassungen spielen weder *kairós* noch *prépon* eine Rolle. Und wenn er auf Cicero zu sprechen kommt, dann einzig und allein als denjenigen, der die Synthese von *ratio* und *oratio*, von Rhetorik und *sapientia* anstrebt auf Kosten der akuten auf das Handeln hin ausgerichteten, „politischen“ Rhetorik. Das *aptum* erscheint lediglich als eine der *virtutes elocutionis*, und so wirft Ptassek Cicero eine Fixierung auf Fragen des Redestils vor – und auf ein Bildungsideal, das „sich vom Politischen nicht nur entfernt, sondern auch weitgehend emanzipiert“.<sup>38</sup> Dass Ptassek zu dieser These gelangt, liegt gewiss auch daran, dass ihm, der er dem *decorum* keine Aufmerksamkeit schenkt, zugleich der darin angelegte Bezug auf einen gemeinsamen Haltungs- und Handlungshorizont entgeht, der auf Anerkennung und Billigung durch die Mitbürger angelegt ist. Wie sonst könnte Ciceros Transfer des *decorum orationis* auf das *decorum vitae*, den er in *De officiis* unternimmt, erklärt werden? – Während Ptasseks Analysen also – ähnlich übrigens wie 1986 bereits Thomas Buchheim in seiner Monographie über

<sup>33</sup> Das beginnt bei der Absetzung Ciceros von den Grundannahmen der Sophistik (105) und auch Aristoteles' Handlungsbegriff und setzt sich fort bei „Hobbes' Pathologie der Rhetorik“ (131); Blumenbergs wissenschaftsgeschichtliche Betrachtung reicht allerdings bis ins 20. Jahrhundert.

<sup>34</sup> Ptassek greift sogar die Blumenberg'sche Kennzeichnung des Menschen als „Mängelwesen“ auf – cf. *Rhetorische Rationalität*, 23.

<sup>35</sup> Op. cit., 65.

<sup>36</sup> Op. cit., 67.

<sup>37</sup> Loc. cit.

<sup>38</sup> Op. cit., 90.